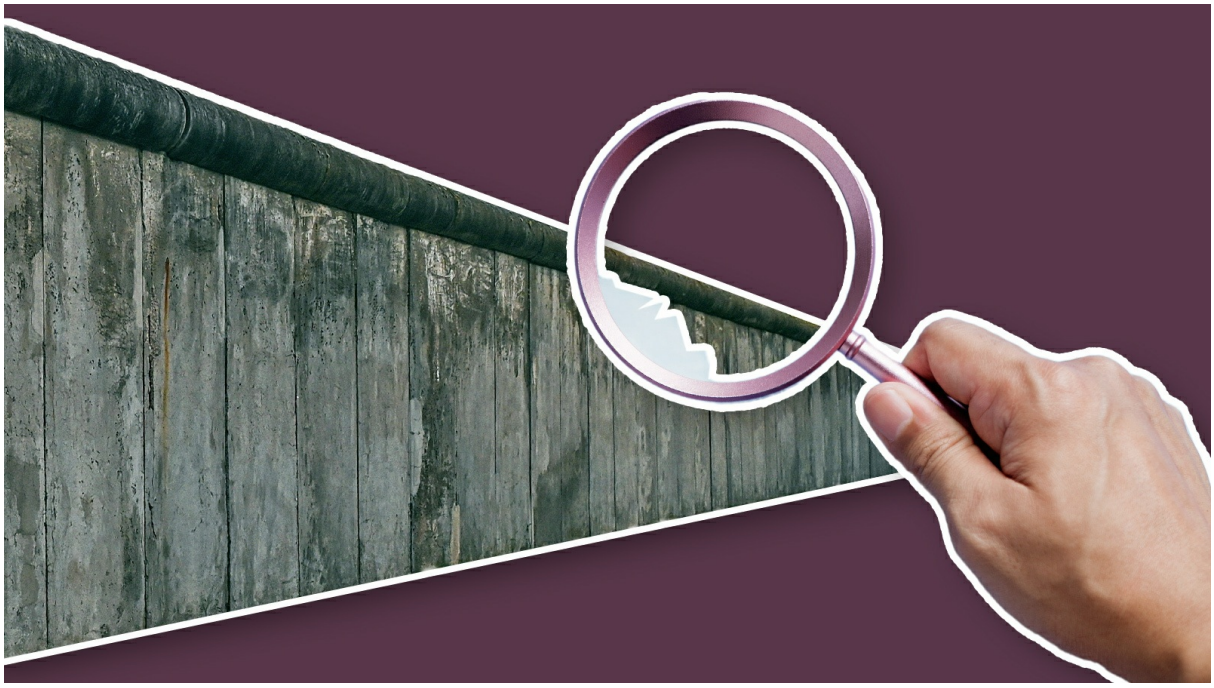

Donnerstag, 26. November 2026, 16:00 Uhr
~11 Minuten Lesezeit

Westdeutschland ist im Eimer

Nach einigen Tagen in einer ostdeutschen Großstadt ist für den westdeutschen Autor klar: So müsste es in ganz Deutschland aussehen.

von Jochen Steger
Bild: Collage mit Foto von Shutterstock.com (Garun .Prdt, Savvapanf Photo)

Nazis, Nörgler, Ostalgie und niederschmetternde Tristesse: Für viele Westdeutsche ist klar: Die

Bewohner Dunkeldeutschlands sind nicht die Hellsten. Selbst nachdem sie über 35 Jahre dem segensreichen Einfluss von Wessis ausgesetzt waren, konnten ihnen bestimmte Macken nicht ausgetrieben werden. Auch deshalb ist die Region zwischen Thüringer Wald und Ostsee für viele Alt-Bundesrepublikaner noch immer ein weißer Fleck auf der Landkarte. Lieber bereist man die halbe Welt als diesen schmuddeligen Hinterhof Deutschlands. Unser Autor Jochen Steger hat es dennoch getan. Und war überrascht davon, was er vorfand. Das Frankfurter Bahnhofsviertel noch im Hinterkopf, fand er in Dresden unter anderem saubere Straßen und aufgeräumte Bewohner vor. Die migrantische Parallelkultur war weniger dominant, das eigene Land zu mögen, stand nicht unter Generalverdacht. Und das war erst der Anfang einer wundersamen Reise. Als dann die Heimfahrt anstand, drängte sich dem Autor die Frage auf: Warum tue ich mir Westdeutschland eigentlich immer noch an?

Der Westdeutsche hat eine Eigenart. Es zieht ihn an Orte, die etwas Besonderes sein sollen. Places to Be, wie man heute sagt. Meistens liegen sie weit hinter den deutschen Grenzen. Paris kennt er. Venedig auch. Sizilien, Madeira, ein paar thailändische Inseln und die Dominikanische Republik. Die eigene Heimat ist ihm ebenfalls vertraut. Er hat Hamburg gesehen und Frankfurt am Main, ist schon mal durchs Ruhrgebiet gefahren und hat häufiger wegen einer witterungsbedingten technischen Störung auf einem Gleis zwischen Limburg und Montabaur festgesteckt. Nur den Osten lässt er rechts liegen. Da kommt er selten hin. Und wenn doch, dann hat es meist Jahre gebraucht, bis er sich zu ein paar Tagen in Thüringen oder

Sachsen durchringen konnte. In seinem Umfeld spricht er nicht allzu laut darüber. Der Osten hat einen Ruf. Keinen guten.

Ich bin Westdeutscher. Im Westen geboren. Habe immer im Westen gelebt. Seit vielen Jahren wohne ich in einer westdeutschen Großstadt. Einer Metropole. Und erst jetzt zog es mich nach Sachsen. Ein paar Tage Dresden sollten es werden. Tapetenwechsel. Erholung. Natürlich kannte ich den Osten. Vom Durchfahren. Trist fand ich ihn nicht. Eigentlich hatte er mir schon damals gefallen. Nur auf die Idee, dort Urlaub zu machen, war ich nicht gekommen.

Als mein Entschluss feststand, ließ ich in meinem Umfeld etwas davon fallen. Die Erwiderungen kamen prompt. Man wusste Bescheid über die Sachsen. Und mit den Sachsen meinte man gleich alle Ostdeutschen. Sie jammerten viel, sie seien mürrisch und rechtsoffen sowieso. So lautete die Beschreibung. Ein paar Tage würde ich diese sächsische Mentalität wohl aushalten. Jetzt bin ich zurück. Und vermisse Dresden wie eine verlorene Liebschaft. Diese Tage hatten mir ein anderes Deutschland gezeigt. Eines, das ich längst verloren habe.

Ein Zuhause, das ich längst verloren hatte

Wenn ich an westdeutsche Städte denke, sehe ich Bahnhöfe vor mir. Vermüllte Bahnhöfe. Davor die Vorplätze, dahinter die Straßen, alles verlottert. Der Dreck zieht sich durch alle Bereiche. In deutschen Metropolen ist der Müll zu Hause. Die Obdachlosigkeit auch. Dazu sieht man allerorten Senioren auf der Suche nach Pfandflaschen. Oft sehen sie verwahrlost aus. Menschen erhitzen Löffel. Der nächste Schuss wird vorbereitet. Die Innenstädte verwaisen. Wo noch Leben ist, reiht sich der Dönerladen an den Handyladen. Amtssprache: nicht Deutsch. Man stellt Mülleimer auf, damit der westdeutsche

Plebs seinen Unrat danebenwerfen kann.

> ***Palästinenserflaggen wehen, aber die deutsche Flagge steht unter Verdacht. Omas gegen rechts schäkern mit Salafisten. Beanstanden sollte man das nicht. Es sei denn, man möchte aus der Innenstadt gejagt werden wie ein räudiger Hund.***

Um ehrlich zu sein: Ich gehe schon lange nicht mehr hin. Ich verabscheue es dort. Warum der Onlinehandel so zugelegt hat? Es gibt wie immer viele Gründe. Nur sollte man nicht so tun, als hätte das Stadtbild westdeutscher Städte damit nichts zu tun.

Da wären wir wieder bei der Stadtbild-Debatte. Der lautere Teil der westdeutschen Öffentlichkeit hatte sich über die Äußerung des Bundeskanzlers empört. Dieser hatte das Stadtbild in einem Anflug von Hellsichtigkeit kritisiert. Die Empörten fragten sich, was denn mit dem Stadtbild nicht stimme. Bunt sei es. Divers. Stadtluft mache schließlich frei. Es waren Ablenkungsmanöver. Man wollte die traurige Realität nicht annehmen. Längst sehen westdeutsche Großstädte so aus, wie man sich im Westen früher den Ostblock vorstellte. Nur fuhren dort die öffentlichen Verkehrsmittel regelmäßig. Und für das Gewimmel migrantischer Gruppen gab es damals keine Entsprechung.

Man steige einmal in Frankfurt am Main, Köln oder, Gott bewahre, Berlin in eine Straßenbahn. Danach versteht man die Welt nicht mehr. Schon wegen des Lärms. Alles brüllt, telefoniert. Irgendwer hält es immer für nötig, den Rest des Waggons mit Musik zu beglücken. Nicht selten mit orientalischer. Rücksicht auf den Nebenmann? Wer das einfordert, gilt als Spießer oder schlimmer.

Ich hatte es meinen Freunden und Bekannten oft genug gesagt: Diese Veränderung über die Jahrzehnte nahm mich mit, laugte mich aus. Ich fühlte mich nicht mehr wohl in meinem Land. Mir ein

Deutschland ohne Migranten auszumalen, das wäre mir nie in den Sinn gekommen. Aber zuletzt war es mir zu viel geworden. Wenn man in Geschäften auf Englisch angesprochen wird, weil weder das Personal noch die Kundschaft Deutsch können, ist etwas umgekippt. In manchen Läden spricht man mich gleich auf Arabisch an. Das darf feiern, wer will. Ich tue es nicht.

Und dann kam ich in Dresden an, zufälligerweise sogar mit einem pünktlichen Fernzug. Der Bahnhof wirkte aufgeräumt. Ich stieg direkt in die Straßenbahn, die mich zu meiner Unterkunft bringen sollte.

> ***Im Waggon war es ruhig. Kaum jemand telefonierte. Keine exotischen Klänge. Auch keine sächsische Marschmusik. Waren diese Leute krank? Schon am Bahnsteig war mir aufgefallen, dass fast alle in der Sprache des Landes sprachen.***

Auch jene, denen ich wegen ihres Aussehens einen Migrationshintergrund angedichtet hatte. Ich hatte mit vielem gerechnet. Nur nicht damit, mich wie zu Hause zu fühlen. Wie in einem Zuhause, das ich längst verloren hatte.

In einer Stadt vor unserer Zeit

Es war eine Zeitreise. In ein Deutschland, das ich verloren hatte. In ein Zuhause, das es nicht mehr gab. Natürlich war ich nicht mit jenen Erwartungen nach Sachsen gekommen, die westdeutsche Besserwisser einem mitgeben, sobald man einen Fuß auf ostdeutschen Boden setzen will. Die Ostdeutschen hatte ich in den letzten Jahren als Bereicherung empfunden. Sie nehmen nicht alles hin wie devote Untertanen. Sie begehren auf. Ich weiß, ich vereinfache. Die Ostdeutschen gibt es so wenig wie die Westdeutschen. Aber kein Bericht kommt ohne Vereinfachung aus.

Manchmal braucht man sie, um ein Muster zu erkennen.

Dresdens Straßen waren sauber. Die Innenstadt aufgeräumt. Einige Bausünden stachen ins Auge. Verzeihliche Ausreißer. Die Menschen: umsichtig, freundlich. Und Himmel, sie sprachen Deutsch. Ich kann es nicht oft genug sagen. An einem Abend wollte ich Fleisch. Viel Fleisch. Vielleicht einen Döner? Nur musste man eine Kebapschmiede erst einmal finden. Nach langem Suchen landete ich in einem türkischen Lokal, das mich an die Achtziger erinnerte. Im Westen bestehen Städte aus Döner. Nicht so der Osten, so schien es mir.

> ***Nach einigen Tagen bemerkte ich etwas an mir, das mir fremd geworden war. Ich war fröhlich. Und höflich. In meiner westdeutschen Metropole gewöhnt man sich Freundlichkeit schnell ab.***

Die Netten werden gefressen. Jeder kämpft sich durchs Großstadtgetriebe, den eigenen Vorteil fest im Blick. So geht es zu auf der Welt. Überall. Auch in Dresden. Trotzdem wirkten die Menschen hier umsichtiger. Sie nahmen Rücksicht im öffentlichen Raum. Und ich wollte plötzlich in die Innenstadt. Einen Kaffee trinken. Durch die Fußgängerzone gehen. Es gefiel mir, ich war in einem Element, in dem ich lange nicht mehr war. Zu Hause mied ich die Fußgängerzone längst. Was sollte ich dort? Dort in dieser einzigen langen Messerverbotszone, in der sich Banden junger Männer migrantischer Herkunft tummelten. Offenbar kämpften sie fortdauernd darum, wem die Innenstadt zufallen sollte.

In meinem westdeutschen Leben war mir einiges abhandengekommen. Die Geselligkeit. Die Freude. Die Rücksichtnahme. Wenn ich ehrlich bin, strauchle ich dort mit einer strikten Ablehnungshaltung durch den Tag. Alle sind überspannt. Ich auch. Todunglücklich. Das ist das Wort für mein Leben im Westen. Ein normales Gespräch bekommt man kaum noch zustande. Alles

politisch aufgeladen. Die Dauerempörung sitzt den Leuten in den Gesichtsfurchen. Dazu Wut. Hass. Und politischer Fanatismus. Ich sah ihn auch in Dresden. In den Augen junger Ostdeutscher mit türkisem Haarschopf und entstellender Frisur. Kinder des Zeitgeistes.

Es gab sie auch hier. Ihre Hochburg: die Neustadt. Dort sah ich den Westen wieder. Genauer: den Westen von vor zehn Jahren. Noch hatte der Osten die Chance, den Angriff abzuschmettern. Der Anteil der Dresdner Bevölkerung mit Migrationshintergrund war in den letzten Jahren gewachsen. Er lag bei 13 oder 14 Prozent. Einige Jahre zuvor waren es noch fünf gewesen. Im Westen, Berlin eingeschlossen, waren es in manchen Städten 30, fast 40 Prozent. In manchen Stadtteilen erheblich mehr.

Neue Besatzungstruppen aus dem Westen

Das überhaupt anzusprechen, gilt im Westen als Unverschämtheit. Und damit in ganz Deutschland. Der Westen hält sich schließlich für das ganze Land. Dabei lässt sich aus meiner Sicht schwer übersehen, dass das Zusammenleben besser gedeiht, wenn die Zahl der Menschen fremder Herkunft nicht ins Unermessliche wächst. Es scheint mir zudem eine alte Erkenntnis aus der Geschichte zu sein.

> ***Heute glaubt man, den Erfahrungen der Ahnen ein Schnippchen schlagen zu können. Hybris. Oder schlicht Dummheit. Wo kein Druck besteht, sich zu integrieren, wird sich auch nicht integriert.***

Für wen auch? Es lässt sich schließlich ein Leben in einer Parallelgesellschaft einrichten. Westdeutsche Großstädte sind zu

Territorien geworden, auf denen verschiedene Parallelgesellschaften um ihren Platz ringen. Und ihren Platz finden. Oft weichen diejenigen dafür, die schon da waren. Beschweren sie sich, steht das Urteil fest: Rassisten. Dann folgt die provokative

Frage: Kommst du etwa von drüben?

Mir begegnete auf meiner Reise ein Wert, den ich im Westen nicht mehr kenne: Gemeinsinn. Den Mächtigen, so darf man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, ist er ein Dorn im Auge. Wer zusammensteht, lässt sich nicht so leicht aus dem Fundament hebeln. Die Ostdeutschen wissen das. Und ich? Ich hatte Pegida damals verurteilt. Gründlich sogar. Als Westdeutscher wusste ich damals offenbar mal wieder ganz genau Bescheid. Heute verstehe ich, was die Menschen im Osten, in Sachsen, umtrieb. In meinen Augen hatten sie recht mit ihrer Sorge. Sie hatten etwas erkannt, das in Westdeutschland bis heute nicht angekommen ist. Gegen die Islamisierung des Abendlandes waren die Spaziergänger damals auf die Straße gegangen. Man könnte es auch anders nennen: Sie wollten verhindern, dass ihr Osten so wurde wie unser Westen.

Wie gesagt, auch drüben bekommt man inzwischen die volle Breitseite des Westens ab. Mittlerweile kommt er in Gestalt von Nichtregierungsorganisationen. Auf mich wirken sie wie eine Besatzungsmacht. Aus Steuermitteln finanzierte Truppen, die sich an die Jugend halten und ihr den Kopf verdrehen. Im Westen hat das hervorragend funktioniert. Im Osten finden sie ebenfalls Anschluss. In der Dresdner Neustadt hängen häufiger Regenbogen- und Palästinenserflaggen. Man hört mehr fremde Zungen. Ich hege den wohl berechtigten Verdacht, dass diese Organisationen es auf den Gemeinsinn abgesehen haben. Dass sie ihn untergraben wollen, bis auch der ostdeutsche Widerwille nachgibt. Im Westen ist er längst mürbe. Man merkt es, sobald ein Gespräch politisch wird. Widerstand regt sich kaum noch. Der Westdeutsche hat sich auf den Fatalismus verlegt. Er weicht allem aus, was eine Diskussion

nach sich ziehen könnte. Er hat das Diskutieren verlernt. Sein Gegenüber auch. Das wissen beide Seiten voneinander, noch bevor der erste Satz fällt. Da ist Eskalation programmiert. Also schweigt man.

Zurück in der Falle

> ***Westdeutsche Großstädte sind nicht nur Schmelztiegel. Sie sind ideologische Schlachtfelder. Gruppen treffen aufeinander, die unversöhnlicher kaum sein könnten. Dazwischen entstehen Bündnisse, die man früher für ausgeschlossen gehalten hätte. Hypersensible junge Leute paktieren mit wenig zimperlichen Islamisten.***

Zweckbündnisse. Politisch goutiert, teils finanziert. Ihr Anliegen und Auftrag: die Moral untergraben. Die Menschen mürbe machen. Sie nähren jenes Misstrauen, das einer Gesellschaft den Zusammenhalt nimmt. In Dresden spürte ich noch etwas von den alten Bindekräften. Ich kannte sie aus der alten Bundesrepublik. Auch damals gab es genug zu kritisieren. Aber das Leben miteinander schien manchem erträglicher. Lebenswerter. Heute nennt man das Nostalgie. Und der Nostalgiker gilt als Schwachkopf. Manchmal fragt man sich selbst, ob man etwas verklärt. Ob die Erinnerung einem einen Streich spielt. Doch dort spürte ich etwas, das ich lange vergessen hatte. Dieses andere Land hatte es gegeben. Im Osten lagen noch Reste davon.

Beträchtliche Reste. Man darf sie nur nicht verkümmern lassen. Die Ostdeutschen haben noch etwas, das im Westen seit Langem fehlt. Das sollten sie sich jeden Tag klarmachen. In ihren Städten gibt es noch Lebensqualität. Ordnungssinn. Ein selbstbewusstes Bürgertum. Auf der westlichen Seite sind selbst die bürgerlichen Werte abgeräumt. Hier hat man gelernt, alles zu dekonstruieren. Und wenn nichts mehr einen Wert hat, bleibt auch nichts, wonach

man sich richten könnte. Für mich sind diese Großstädte sinnentleerte Kampfzonen geworden. Schauplätze hybrider Bürgerkriege. Am Limit, sagt man. Als wäre die Grenze nicht längst überschritten.

Nach meiner Rückkehr stieg ich in die Straßenbahn nach Hause. Es war laut. Stickig. Überall wurden Telefonate in den Waggon geschrien. Mehrere Zigeuner liefen mit Bier in der Hand auf und ab. Einer war betrunkener als die anderen. Sie hatten Kinder dabei, die auf den Sitzen turnten.

> ***Eine ältere Dame fand keinen Sitzplatz. Niemand sagte etwas. Kein Wort der Vernunft. Nur dieses vertraute Schweigen mitten im Lärm. Westdeutschland.***

Einsteigende Fahrgäste wurden von den Männern taxiert. Manche wurden angepöbelt. Ich stand da und konnte es nicht fassen. Dabei kannte ich solche Szenen. Nur kam ich gerade aus einem anderen Land. Einer anderen Welt. Ich schloss die Haustür hinter mir und ließ mich in den Wohnzimmersessel fallen. Starrte an die Wand. Die Tränen hielt ich zurück. Viel mehr bekam ich nicht mehr zustande. Mir wurde etwas bewusst, das ich immer wieder verdrängt hatte: Ich saß in der Falle. Und diese Falle hieß Westdeutschland.

Redaktionelle Anmerkung: Dieser Beitrag erschien zuerst unter dem Titel „**Deutschland ist eine Falle** (https://berlin247.net/meinung/exklusiv-nur-bei-berlin-24-7-westdeutschland-ist-eine-falle/)“ bei ***Berlin 24/7*** *(https://berlin247.net)*.



Jochen Steger ist Westdeutscher und leidet in einer westdeutschen Großstadt still vor sich hin. Er hat sich jüngst entschieden, hin und wieder über die westdeutsche Falle zu schreiben, in der er sitzt. Im bürgerlichen Leben ist er besorgter Bürger.